

Volker Schobeß, Die Leibgarde Friedrichs des Großen.
Statusdenken und Sozialprestige – Geschichte einer
preußischen Elite, Berlin 2006, 200 S., 49,80 Euro [ISBN
(10) 3-89626-274-2, ISBN (13) 978-3-89626-274-5]

Sucht man nach modernen, d.h. methodisch an der neuen Militärgeschichte ausgerichteten Regimentsgeschichten der preußischen Armee, so wird man schnell merken, das diese auf dem Buchmarkt

schlichtweg nicht existieren.¹ Untersuchungen zur Regimentskultur und sozialen Zusammensetzung der militärischen Einheiten gehören bis heute zu den Desideraten der neuen Militärgeschichte. Dabei wären gerade solche Untersuchungen wichtig, um das Binnengefüge der frühneuzeitlichen Armeen in seiner Vielfalt verstehen zu können. Volker Schobeß hat in seiner Untersuchung das Hauptaugenmerk auf das Bataillon Leibgarde König Friedrichs II. gelegt, berichtet darüber hinaus aber auch kenntnisreich von den übrigen Potsdamer Garderegimentern. Die Garderegimenter nahmen in allen europäischen Armeen der Frühen Neuzeit eine Sonderstellung ein. Ihnen gehörte die besondere Gunst des Königs, die sich in vielen Privilegien und am augenfälligsten in prächtigen und kostspieligen Uniformen widerspiegelte. Kenntnisreich führt der Autor durch die doch recht verwickelte Entstehungsgeschichte der Garderegimenter. Zwar hatte der junge König direkt nach seiner Thronbesteigung im Jahr 1740 die alte Garde seines Vaters, die berühmten „langen Kerls“ aufgelöst, doch fanden sie zu großen Teilen in der soeben gegründeten „Regimentsgarde“ ein neues militärisches Zuhause. Die Leibgarde nahm unter den „Eliteregimentern“ eine Sonderstellung ein, war sie doch direkt dem König unterstellt, der die Truppe auch täglich exerzierte und sich um alle Dienstangelegenheiten persönlich kümmerte (S. 43). Der König trug zeit seines Lebens immer die Uniform seiner Garde und brachte damit die enge Beziehung zu „seinen“ Soldaten zum Ausdruck.

Die besondere Vertrauensstellung des Königs zu seinen „Gardesoldaten“, die meisten kannte er persönlich, sowie die vielen Vergünstigungen (höherer Sold, gesicherte Versorgung bei Dienstunfähigkeit) schufen einen festen Korpsgeist und eine besondere Loyalität zum König, die sich besonders in Kriegszeiten bemerkbar machten. Zu den zentralen Aufgaben der Leibgarde gehörte der Schutz des Monarchen; doch war der König auf dem Schlachtfeld

¹ Eine Ausnahme ist die quellengesättigte Arbeit von Jürgen Kloosterhuis: Jürgen Kloosterhuis, *Legendäre „lange Kerls“*. Quellen zur Regimentskultur der Königsgrenadiere Friedrich Wilhelm I. 1713-1740, Berlin 2003.

auch ständig von Angehörigen seiner Garde umgeben. Schobeß betont die besondere Opferbereitschaft der Leibgarde in den drei Schlesischen Kriegen einschließlich des Siebenjährigen Krieg und führt dazu die hohen Verlustzahlen der Leibgarde an, die besonders bei der Schlacht von Kolin einen hohen „Blutzoll“ zahlte (S. 129). Dabei verschweigt der Autor auch nicht die Führungsfehler des „roi connétable“, also der persönlichen militärischen Führung durch den König, die u. a. zu den massiven Verlusten in den Schlachten von Hochkirch und Kolin führten (S. 168).

Neben der ausführlichen Schilderung der „Kampfhandlungen“ geht Schobeß auch auf die Lebens- und Dienstbedingungen der Garde ein, die in der „Soldatenstadt“ Potsdam untergebracht waren. Seinen im Vorwort formuliertem Anspruch, mit diesem Buch auch einen Beitrag zur „Sozialgeschichte“ des preußischen Heeres liefern zu können (S. 9), kann er dabei nicht ganz einhalten. Dafür wäre die systematische Auswertung quantifizierbarer Quellen wie beispielsweise Militärkirchenbücher notwendig gewesen. Trotzdem gelingt es dem Autor, ein lebendiges Bild der Lebens- und Dienstbedingungen der Potsdamer Garderegimenter zu zeichnen. Anschaulich schildert er so manche Anekdote, etwa über die Auswirkungen der rigiden Heiratsbeschränkungen in der Garde, die zwangsläufig zu einer Zunahme der unehelichen Geburten und laut Schobeß zu ungezügelter Promiskuität unter den Gardisten führte (S. 95). Ganz so ungezügelt aber dürfte es in der preußischen Armee nicht zugegangen sein. Von Seiten der Obrigkeit hatte man für die Frauen, die gezwungenermaßen ohne Trauschein mit ihrem Soldaten zusammenlebten, den Status der „Soldatenliebsten“ eingeführt. Dabei handelt es sich um ein alternatives Ehekonzept, das beiden Partnern Rechte sicherte, die sonst nur verheirateten Eheleuten vorbehalten waren, und legalisierte damit diese Partnerschaften, denen die preußische Armee den Trauschein verwehrte.² Allgemein handelt es sich bei dem liebevoll gestalteten

² Dazu ausführlich die Dissertation von Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und im 18. Jahrhundert, Münster 2005, S. 555.

Buch, hervorzuheben sind die vielen farbigen Abbildungen und der umfangreiche Anhang, um ein populärwissenschaftliches Werk über die Leibgarde Friedrichs II. Dem interessierten Leser wird zwar ein äußerst facettenreiches Bild der preußischen Gardesoldaten geboten, doch bleiben einige Schilderungen zu sehr an der Oberfläche.

Carmen Winkel